

das Gefallen am Schönen in einem – durchaus nicht belanglosen – Sinn auch zur „Gesundheit“ bei. Auch die evolutionäre Komponente der Arterhaltung mag eine Rolle spielen. Reines Gefallen aber ist sozusagen ein gelassenes und überdies kommunikatives Gefühl. Interesse und Gefallen am Schönen verbindet Menschen miteinander. Aber all dies sind Gesichtspunkte, die bereits auf Tausenden Seiten umfassend und in Einzelheiten erörtert wurden. Im gegebenen Zusammenhang muss es genügen, noch einmal zu betonen, dass es in der Tat keinen Grund gibt, Schönes gering zu schätzen.

Literatur

- Adorno, Th.W. (1970): Ästhetische Theorie. Frankfurt a.M. 1970.
 Aristoteles: Poetik.
 Burke, E. (1968): A philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and the beautiful. London 1968.
 Chomsky, N. (1965): Knowledge of language: Its nature, origin and use. New York 1965.
 Gombrich, E.H. (1978): Kunst und Illusion. Stuttgart 1978.
 Hegel, G.W.F. (1970): Vorlesungen über die Ästhetik. In: Werke in zwanzig Bänden, Bd. I–III. Hg. von E. Moldenhauer – K.M. Michel. Frankfurt a.M. 1970.
 Kant, I.: Kritik der Urteilskraft.
 Koloß, H.-J. (1990): Traditionen afrikanischer Kunst. In Paideuma 36/1990.
 Leibniz, G.W. (1961): Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. 2 Bde. Hg. und übers. von W. von Engelhardt – H.H. Holz. Frankfurt a.M. 1961.
 Locke, J.: Essay concerning human understanding.
 Marcuse, H. (1978): Die Permanenz der Kunst. München 2/1978.
 Nietzsche, F. (1966): Der Fall Wagner. In: Werke in drei Bänden. Bd. 2, S. 901–938. Hg. von K. Schlechta. München 1966.
 Paul, G. (1976): Die Kantische Geschmacksästhetik als Philosophie der Kunst. Bonn 1976.
 Paul, G. (1984): Gehirn Sprache und Verslänge. Ein Vergleich von unterschiedlichen Versformen verschiedener Sprachen aus humanbiologischen, sprachwissenschaftlichen und literaturästhetischen Perspektiven. S. 111–130 in The Japanese Journal of Constitutional Medicine 48 (1984).
 Paul, G. (1985): Der Mythos von der modernen Kunst und die Frage nach der Beschaffenheit einer zeitgemäßen Ästhetik. Wiesbaden 1985.
 Paul, G. (1993): Philosophie in Japan. München 1993.
 Paul, G. (1999): Abiturskurs Philosophische Ästhetik. Stuttgart 1999.
 Platon: Das Gastmahl (Symposium).
 Platon: Der Staat (Politeia).
 Wong, Siu-kit (1983): Early Chinese literary criticism. Hong Kong 1983.

Literatur und Moral, Literaturwissenschaft und Ethik

Jochen Berendes

Ethik ist bezogen auf Moral und kann daher als die Reflexionswissenschaft der Moral bezeichnet werden. Literaturwissenschaft wiederum kann analog als die Reflexionswissenschaft der Literatur beschrieben werden. Diese Oppositionen überkreuzen sich auch, denn Literatur bezeugt willentlich oder unfreiwillig moralische Vorstellungen und Überzeugungen; als gezielte Auseinandersetzung oder als unfreiwilliges Dokument der jeweiligen realen gesellschaftlichen Bezüge und des jeweiligen Verständnisses vom „guten Leben“. Ein literarischer Text, willentlich gegen Tendenzen der eigenen Wirklichkeit gesetzt, kann sich in der Rezeption zu einem besonders wertvollen Dokument dieser Zeit verkehren. Die Literaturwissenschaft sieht sich daher auch auf die Moral bzw. moralische Reflexion innerhalb der literarischen Zeugnisse verwiesen und versucht unter anderem, diese zu artikulieren. Diese moralische Reflexion wiederum kann auch für die Ethik von besonderem Interesse sein. Die begriffliche Erfassung steht in der Literaturwissenschaft zumeist dem eigenen Selbstverständnis nach unter einem allein deskriptiven Anspruch; die an Literatur interessierte Ethik hingegen zielt auf präskriptive Urteile. Als Reflexionswissenschaft der Literatur ist die Literaturwissenschaft – analog zur Ethik – mittelbar auch als eine Reflexionswissenschaft der Moral zu begreifen; umgekehrt kann die Ethik einen Beitrag leisten zur literaturwissenschaftlichen Arbeit. Ethische Kompetenz kann eine höhere Sensibilität und eine gesteigerte begriffliche Klärung innerhalb der literaturwissenschaftlichen Arbeit erbringen und deren pragmatische Relevanz ausweisen.

Nicht allein über ihren Forschungsgegenstand, die Literatur, ist die Ethik für die Literaturwissenschaft relevant. Im Kontakt von Ethik und Literaturwissenschaft werden auch wissenschaftsethische Fragen aufgeworfen: Was zeichnet gute literaturwissenschaftliche Praxis aus? Wie argumentieren wir wissenschaftlich bei der Analyse und Interpretation literarischer Texte? Inwiefern spielen Wertüberzeugungen der Forschenden in die literaturwissenschaftliche Arbeit hinein? Es stellen sich auch wissenschaftsethische Fragen in einem umfassenderen Sinne: Welche Funktion hat Literatur in der Gesellschaft? Welche Erwartungen werden an die Literaturwissenschaft in der Gesellschaft? Welche Erwartungen werden an die Literaturwissenschaft gerichtet, wie verhält sich die Literaturwissenschaft zu diesen Erwartungen und über welche Institutionen und Medien wirkt sie? Es versteht sich, dass in diesem Beitrag nur ein kleiner Ausschnitt von Fragen angesprochen werden kann. Es versteht sich ebenso, dass hier Fragen angesprochen und nur selten beantwortet werden.

Was heißt Lesen?

Das Lesen ist für uns zu einer selbstverständlichen Kulturtechnik geworden, über deren Geschichte wir häufig zu wenig informiert sind und deren verschiedenen Ebenen der Kompetenz wir zu wenig Beachtung schenken. Das uns heute vertraute Lesen ist Ergebnis einer komplexen kulturgeschichtlichen Dynamik, und ein jeder, der heute das Lesen erlernt, vollzieht diese verschiedensten notwendigen Entwicklungsleistungen auf der physiologischen, mentalen und sprachlichen Ebene nach (vgl. Handbuch Lesen 1999 und Manguel 2000).

Mit Blick auf die allgemeinen pragmatischen Effekte des Lesens von Literatur lassen sich zunächst folgende Thesen formulieren: Das Lesen dient der Sprachkompetenz, und die gewachsene Sprachkompetenz wiederum dient der Steigerung der Wahrnehmungs-, Artikulations- und Handlungsfähigkeit des Einzelnen. Literatur ist somit beschreibbar als ein Medium, das mittelbar insgesamt der Sozialkompetenz dient. Literatur inszeniert durch Sprache eine fiktive Realität und regt umgekehrt bei der Rezeption die Versprachlichung der eigenen Realität an. Wenn Sprache ein notwendiges Instrument der bewussten Lebensführung ist, so erscheint Literatur als ein Medium, das der Entwicklung der eigenen Individualität dienen und zur Entwicklung eines dem eigenen Leben adäquaten Sprachausdrucks beitragen kann.¹ Literatur und Sprachkultur sind demnach schützenswerte Güter. Und die Legitimität der Literaturwissenschaft kommt in der genuinen Selbstbeschreibung zum Ausdruck, der Wahrung eines kulturellen Erbes zu dienen: Texte lesbar zu halten, literarische Zeugnisse vergangener Zeiten im öffentlichen Bewusstsein zu halten, damit sich in der Auseinandersetzung mit ihnen auch diese Form von Bildung ereignen kann. Dies ist ausweisbar als eine Aufgabe von gesellschaftlicher Relevanz. Im Medium der Literatur erfahren wir, was und wie verschieden in der Geschichte alles zu einem Gegenstand literarischer Gestaltung wurde: Dingwelt, Situationen, Empfindungen. Wer mit Literatur vertraut ist, vermag Situationen präzisierend und distanzierend gleichsam mit wechselnden Filtern zu betrachten: mit der Emphase eines Rilke, der Polemik eines Thomas Bernhard, der Melancholie eines W.G. Sebald. Wer Literatur liest, weiß, dass auch das Geringste noch im sprachlichen Ausdruck gewürdigt und ‚gerettet‘ werden kann, dass auch die verschlungenste Empfindung ihren sprachlichen Ausdruck verdient und sich mit deren sprachlichen Gestaltung gleichsam eine ‚Urbanisierung der (vorsprachlichen bzw. unzureichend sprachlich erschlossenen) inneren Provinz‘ vollziehen kann.

¹ Es ist allerdings im strengen Sinne weder ein notwendiges noch hinreichendes Medium, in dem Sinne, dass Lesen nicht zwingend Sprachkompetenz und Sozialkompetenz hervorbringt und umgekehrt Nicht-Lesen nicht unvermeidlich mangelnde Sprach- und Sozialkompetenz zeitigt.

Wie aber verstehen wir unser Lesen? Es gibt enthusiastische Beschreibungen, die auf eine Okkupation des Lesers oder des Textes hinauslaufen: wir waren ‚gefesselt‘ oder haben das Buch ‚verschlungen‘. Diese Art des ‚Verschlüßens‘ führt aber später dazu, dass wir versuchen, „das zu begreifen, worin wir verstrickt waren“ (Iser 1984, 214). Die ästhetische Einstellung zu einem Text sucht eine Mitte zu halten zwischen reflektierter Distanz und Empathie, „zwischen uninteressierter Kontemplation und erprobender Teilhabe“ (Jauß 1984, 85). Und es ist schon häufiger bemerkt worden, dass diese Haltung, die wir lesend gegenüber Texten entwickeln, Einföhrung und Distanz, intensive Fremd- und Selbstwahrnehmung, von einer Bedeutung ist, die weit über das Lesen hinausreicht. Lehrende an Universität und Schule sollten sich fragen, wie sie ihr Verhältnis zu literarischen Texten prinzipiell bestimmen. Im Kontext der Lehre zielt die Haltung gegenüber dem Text unterschiedener als sonst auf Objektivierung und intersubjektiven Austausch. Es gibt hier also Handlungspramissen, die sich am Handlungs- und Textverständnis von Literatur und neuerer Literaturtheorie offenbar reiben können. Wenn wir in institutionellen Kontexten über Literatur sprechen, schreiben wir einander Verantwortung und Handlungsfähigkeit zu, auch dann, wenn der besprochene (literarische oder literaturtheoretische) Text diese in Frage zu stellen scheint. Die vorbehaltlos *zustimmende* Rede über die Eigendynamik der Sprache, über die Dominanz des Unbewussten und die Subjektivität als Randphänomen anonymer Diskurse, vorgetragen im institutionellen wissenschaftlichen Kontext, verwickelt jedenfalls das eigene Sprechen in performative Widersprüche, die wenn nicht gelöst, doch zumindest ausgewiesen gehören.

Sucht man nach literaturtheoretischen Anschluss-theorien, die dezidiert die lebensweltlichen Effekte des Lesens ins Zentrum der Überlegungen stellen, stößt man auf die *Rezeptionstheorie* (H.R. Jauß) bzw. *Wirkungssthetik* (W. Iser), die in der Tat differenzierte Beschreibungsformen anbieten. Zentral ist das Anliegen, die Wirkungsformen von literarischen Texten auf das soziale Handeln der Leser zu klären. Texte werden auf ihre Appellstruktur hin analysiert, auf die Frage, wie Texte textexterne Elemente zu einem Modell von Welt zusammenfügen und bei der Rezeption gezielt und pragmatisch folgenreich die Mitarbeit des Lesenden einfordern. Literatur wird als ein Medium begriffen, das der Normvermittlung, aber auch der Distanzierung und Modifikation von alltäglichen Einstellungen dient. Deutlich spricht Jauß den möglichen Effekt der Literatur als Veränderung der Realitätswahrnehmung aus: Die Literatur eröffnet dem Leser die Möglichkeit, „seine Wahrnehmung der äußeren wie der inneren Wirklichkeit zu erneuern“ (Jauß 1984, 88). Die ästhetische Identifikation hat eine gesellschaftliche Funktion, denn sie kann „als kommunikativer Vollzugsrahmen Verhaltensmuster tradieren oder neu bilden, aber auch eingespielte Verhaltensmuster in Frage stellen oder durchbrechen“ (Jauß 1984, 170). Die Rezeptionstheorie hat innerhalb der Literaturwissenschaft aber seit den 80er Jahren deutlich an Wirkung verloren. Wer hier anknüpfen will, muss

zugleich nach den Gründen der veränderten Relevanz fragen und sich den damit verbundenen Anfragen aussetzen (vgl. Kimmich/Stiegler 2003). Es regt sich der Verdacht, dass die (implizite) Subjekttheorie, die die Rezeptionsästhetik im Ansatz mit der Ethik teilt und daher eine ausgezeichnete Bedingung für die mögliche Kooperation darstellt, gerade im Rahmen der literaturtheoretischen Diskussion fraglich geworden ist.

Das Lesen von Literatur ermöglicht ‚ästhetische Erfahrungen‘; jedoch sollte dieser Begriff nicht eine völlige Entkopplung der Literatur aus der Lebenswelt signalisieren, wie sie gelegentlich selbst bei Jauß zu finden ist.² Die ästhetische Erfahrung ist vielmehr in einzelne konstitutive Momente auszudifferenzieren. Es gilt zu beachten, welche zu erwerbenden (und somit zumeist auch lehrbaren) Kompetenzen in diese Form der Erfahrung konstitutiv hineinspielen: die ästhetische Kompetenz, etwa als Wissen über literarische Formen, die Fähigkeit, intertextuelle Bezüge zu erkennen, Weltwissen, genuin ästhetische und lebensweltlich-praktische Erwartungen und Überzeugungen. Wenn eine Vielzahl von einerseits ästhetischen und andererseits lebensweltlich relevanten Kompetenzen in die Lektüre einfließen, lässt sich in diesem Zusammenhang auch plausibel machen, dass der Bereich ästhetischer Erfahrung trotz seiner Eigengesetzlichkeit (Autonomie) doch zugleich eng verzahnt ist mit der alltäglichen Praxis und daher ethisch relevante Rückkopplungseffekte anzusetzen sind. Es mag zunächst paradox anmuten: Gerade weil wir so vielfältig an der Konstitution des gelesenen Textes beteiligt sind, können wir aus dem Lesen lebensweltlich relevante Erfahrungen gewinnen. Denn wir machen lesende Erfahrungen auch mit unseren Erfahrungsformen.

Was ist Literatur?

Wer von dem Zusammenhang von Literatur und Moral spricht, muss klären oder zumindest umreißen können, was Literatur denn eigentlich sei bzw. in welchem Sinne von Literatur die Rede sei. Die Frage aber ist nicht leicht zu beantworten, denn die Literatur zeichnet sich durch verschiedenste Textformen aus, die in der Geschichte vielfältigste Funktionsformen besaßen. Es gibt zudem die wenig bekannte und daher schwer einzubeziehende außereuropäische Literatur, die schwierige Abgrenzung des Literaturbegriffs von religiösen Texten (sind die Psalmen des Alten Testaments zugleich als literarische Texte

2 Wir finden bei Jauß einerseits das Erbe einer (idealistischen) autonomen Ästhetik: „In dem Maße, wie er [der Rezipient] die realen Interessen seiner Alltagswelt negiert und die ästhetische Einstellung zu der Handlung der Tragödie gewinnt, kommen Mitleid und Furcht [...] ins Spiel“ (Jauß 1984, 169). Doch andererseits finden wir auch die unterschiedene Wahrnehmung der Verflechtung von alltäglichen und ästhetischen Interessen, die den Status der Alltagswelt im Ästhetischen über das bloß Negierte hinausheben: „Dieses Grenzverhältnis der Ästhetischen zur pragmatischen Erfahrung wirft das interessante Problem auf, ob dem Ästhetischen überhaupt der Status einer geschlossenen Subsinnswelt zugesprochen werden kann“ (ebd. 204).

zu lesen?), die ebenfalls schwierige Abgrenzung von essayistischer und dokumentarischer Literatur. Im Zusammenhang von Literatur und Moral wird tendenziell nur ein bestimmter Ausschnitt dessen aufgegriffen, was Literatur genannt werden kann. Es gibt einen versteckten normativen Begriff von Literatur in der bisherigen ‚literaturethischen‘ Debatte. Vorzüglich narrative Texte, vor allem Romane, fungieren als Beispiele. Moderne Literatur wird als Grenzfall oft nur beiläufig in die Systematik integriert und als Verlust und Verweigerung gewertet (vgl. Ricoeur 1988–1991, Bd. 2, 50f.). Uneingeschränkte Aussagen über Literatur und Ethik allgemein aber müssten entweder das gesamte Spektrum literarischer Zeugnisse berücksichtigen oder den selektiven und wertenden Zugriff auf das ‚weite Feld‘ literarischer Praxis ausweisen und begründen. Eine gründliche Thematisierung des Zusammenhangs von Literatur und Moral bedürfte letztlich eines historisch-systematischen Zugriffs. Es gibt nämlich zweifellos Texte, von denen wir sagen, sie seien nicht narrativ: das Drama, Teile der Lyrik, Aphorismen, essayistische und beschreibende Passagen in der Prosa. Es wäre jeweils zu prüfen, inwiefern auch hier bei der Rezeption Annahmen eine Rolle spielen, die ähnliche Aspekte berühren wie bei der Rezeption narrativer Texte. Im Folgenden werde ich kurz die literaturethische Diskussion des Erzählens skizzieren, um dann Kategorien anzubieten, die über den Bereich der Narration hinausweisen.

Erzählen und Moral

Die Frage nach dem Zusammenhang von Literatur und Ethik stellt sich je nach Perspektive verschieden dar. Wenn ich im Folgenden die ‚Interessen‘ von Ethik und Literaturwissenschaft zugespielt einander gegenüberstelle, so deshalb, damit über die Wahrnehmung der Differenzen ein produktiver Austausch ermöglicht wird und die chancenreiche wechselseitige Herausforderung besser als bisher genutzt wird. Die Ethik, die sich auf Literatur bezieht (künftig kurz ‚Literaturethik‘ genannt), verfolgt einen pragmatischen Ansatz, denn sie sieht das literarische Erzählen als eine ästhetische Variante einer alltagsprachlich verankerten Handlung an und fragt nach deren Funktion. Erzählen dient, so die Narrative Ethik, der Erfahrungs- und Wertvermittlung und womöglich auch der Einsicht in allgemeine Werte. Innerhalb strengensinnethisch ausgerichteter Ansätze dient das Erzählen dazu, unsere Sinnen- und Lebensentwürfe zu entfallen. Die Beschäftigung mit literarischen Lebensgeschichten ermöglicht uns, unsere Überzeugungen durch Kontrasterfahrungen zu konturieren, durch rezipierte alternative Lebensmöglichkeiten ästhetisch zu bereichern, zu modifizieren oder aufzuheben (vgl. Mieth 2002). Die Relevanz literarisch erzählter Lebensgeschichten besteht in der Auseinandersetzung mit Modellen menschlichen Lebens (vgl. Mieth 1999), besteht in „Forschungsreisen durch das Reich des Guten und Bösen“ und in „Bewertungsübungen im Bereich der Fiktion“ (Ricoeur 1996, 201), besteht in der Sinnbezüge eröffnenden Auseinandersetzung mit der beispielhaften Organisation

lebensweltlicher Kontingenzen. „In der Auseinandersetzung mit authentischen oder fiktiven Geschichten kann die Richtigkeit von Handlungen und die Angemessenheit von Werten eigens reflektiert werden und dabei der für die Erzählung notwendige Standpunkt der individuellen Erfahrung überschritten werden“ (Haker 2000, 53f.).

Diese Positionierung des Narrativen ist aus der Sicht der Literaturwissenschaft, die bei der Analyse von Erzähltexten den Schwerpunkt auf die ästhetische Gestaltung legt, mit einer Reihe grundlegender Anfragen verbunden. Gehört zum Erzählen nicht auch zugleich die berechtigte Problematisierung des Erzählens selbst, wie sie im literarischen Feld seit langem ausgeprägt ist? Erzählen heißt Sinnzusammenhänge herstellen, Kausalitäten unterstellen, Relevanzen von Vorder- und Hintergrund schaffen. Was aber geschieht, wenn (aus erkenntnistheoretischer Einsicht) die Zuversicht in diese Deutungsleistungen schwindet? An einem Zitat aus Thomas Manns letztem vollendeten Roman *Der Erwählte* lässt sich dies beispielhaft erläutern. Obgleich der Text bewusst unzeitgemäß ein Verseplos Hartmann von Aues nacherzählt, ist er zugleich durchsetzt mit ironischen Reflexionen, die das Erzählen in seiner fragwürdigen Suggestivität exponieren und somit das erzählte Heilsgeschehen ‚modernisieren‘. Nach der Schilderung eines Kampfes schließt das entsprechende Kapitel mit folgender Bemerkung. „Nicht wenige städtische Streiter waren leider ausgesperrt; die wurden wohl erschlagen. Aber sie waren ja nur Nebenpersonen, und Roger, der Spitzbart, war gefangen“ (Mann 1990, 146). Der zynisch anmutende Kommentar des Erzählers ist zugleich redlich, da er den beschränkten Fokus des Erzählens kenntlich macht und die beiläufige Erwähnung der ‚Nebenpersonen‘ als ein Zugeständnis an die narrative Logik zu erkennen gibt. Der Text greift einerseits auf ein vertrautes Erzählmuster zurück, das bündige Chronologie und Kohärenz gewährleistet, andererseits aber bricht er die Kohärenz auf, seine Grenzen selbst aufweisend, überschreitet er sie und verweist auf eine andere erzählerische Gestaltung, ein modernes perspektivisches Erzählen, bei dem das Leiden der ‚Nebenpersonen‘ zur Geltung käme. Das Erzählen wird in seinen moralisch verdächtigen Zwängen ausgewiesen, die ironisch befolgt und somit aufgehoben werden. Dieses späte Zeugnis der Erzählkunst zeigt, wie das reflexiv werdende Erzählen zu neuen Formen notwendig vorantreibt. Die Herausbildung komplizierter perspektivischer Erzählformen (erlebte Rede, innerer Monolog, das personale, unzuverlässige und polyphone Erzählen) ist nicht Ausdruck einer kritischen Selbstreflexion literarischer Erzählens, sondern Ergebnis einer kritischen Selbstreflexion literarischen Erzählens, die wohl nur mit dem Preis des Naiven unterschritten werden kann und bei deren Entfaltung auch Vorstellungen von ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Angemessenheit‘ fraglos hineingespielt haben. Die durch Selbstkritik des Erzählens hervorgerufenen literarischen Formen verweisen kritisch auch auf das nicht-literarische, also alltagspraktische Erzählen.

Auch ist zu fragen, ob nicht, wer das gelingende individuelle Leben an ein Erzählen bindet, nicht zugleich von den realen Bedingungen sprechen muss, die widersinnige, nicht in einen Lebenstext integrierbare Abhängigkeiten und Kontingenzen erzeugen. Vor allem von Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* hat die Literaturwissenschaft die (sozialgeschichtlich gewendete) Einsicht übernommen, dass in der bürgerlichen Welt angesichts der bestehenden Institutionen ein Epos mit einem selbständigen Helden nicht mehr zeitgemäß sei. Hegels Thesen zuspitzend, haben W. Benjamin (1991) und Th.W. Adorno wirkungsmächtig die Erzählbarkeit der modernen Welt in Frage gestellt: „Zerfallen ist die Identität der Erfahrung, das in sich kontinuierliche und artikulierte Leben, das die Haltung des Erzählers einzig gestattet“ (Adorno 1982, 42). Individuelle Sinnstiftung scheint von vornherein wegen struktureller gesellschaftlicher Zusammenhänge zum Scheitern verurteilt. Der Versuch, Gegenläufiges in einen (fiktiven) homogenen Lebenstext zu integrieren, steht prinzipiell unter dem Verdacht des ästhetischen Scheiterns. Die Erzählung gerät nominalistisch zu einer bloßen Sinn-Konstruktion über einen sinnwidrigen Abgrund, und ein qualitativ hochwertiger Text zeichnet sich eben dadurch aus, dass er diese labile Sinnbildung in ihrer Funktion ausstellt.

Diese Anfragen sind der Literaturrethik nicht fremd. Dem grundlegenden Misstrauen in der Literaturwissenschaft setzt dezidiert die Literaturrethik ihr Zutrauen gegenüber dem Erzählen entgegen, ein Zutrauen, das von der Stärkung des Erfahrungsbegriffs und der produktiven Einsicht in die Funktion des Erzählens in realen Lebenszusammenhängen bestimmt ist. Dem literarischen und literaturwissenschaftlichen Zweifel setzt die ethische Diskussion gewichtige Argumente gegenüber: Ist nicht das alltägliche Leben von Sinnbezügen und Handlungsformen bestimmt, die auf ein *telos* bezogen sind und im Erzählen zum Ausdruck kommen? Und besteht nicht deshalb eine Kongruenz von alltäglicher, vor-narrativer Praxis und Narration, eine Kongruenz auch von einbildender Narration in der Lebenswelt und literarisch fiktiver Wirklichkeit, die dann bei der Rezeption von Literatur eine entscheidende Rolle spielt? (Vgl. Haker 1999, 37 u. 45.) Hält nicht das Erzählen zumindest den Anspruch auf ein ‚gutes Leben‘ provokant wach in einer von Flexibilitätsanforderungen gekennzeichneten Gegenwart? Dass lebenspraktische Sinnbezüge sich narrativ erschließen lassen, scheint nicht leicht bestreitbar; der Ausweis aber, dass die Erzählung alleiniger bzw. privilegierter Ausdruck dieser Sinnbezüge sei, ist nicht leicht zu erbringen, noch schwieriger dürfte der Nachweis sein, alle Handlungskontexte seien durch Narration adäquat und vollständig zu artikulieren. Doch vor allem genügt nicht der Hinweis auf narrativ erschlossene einzelne Situationen, um sogleich die ‚große Erzählung‘ des gesamten eigenen Lebens als ein ethisch relevantes Ziel anzusetzen (vgl. entsprechend Thomä 1998, in seiner Kritik an MacIntyre 1995).

Handlungsverständnis

Literatur kann, das betont die Literaturethik, auf der inhaltlichen Ebene unsere moralische Urteilskraft herausfordern, die beispielsweise das Erzählte in einen wertenden Kontext rückt und sich mit zuvor nicht erwogenen Handlungsmöglichkeiten spielerisch und ohne Handlungsdruck konfrontiert sieht. Literatur aber fordert unser Handlungsverständnis noch viel grundlegender heraus, indem wir lesend mehr oder minder bewusst unser Verständnis von menschlichem Handeln und unsere Erwartung von möglichen Handlungsalternativen dem Text anpassen. Wir können die Handlungsalternativen (a, b, c) einer Figur zu einem bestimmten Zeitpunkt thematisieren. Dass es aber diese Alternativen gibt, ist Ergebnis der narrativen Konstruktion, des Modells von Welt, das der Text entwirft und an dem wir durch unsere lesende Mitarbeit mitwirken. Unsere Thematisierung erzählter Handlung bezieht sich stets schon auf den ästhetisch eröffneten Handlungsspielraum.³ Unser Mitwirken an diesem Spielraum ist davon bestimmt, dass die Handlungsalternativen nicht nur *explizit*, sondern oft nur *implizit* vorhanden sind. Die Erschließung möglicher Handlungsräume wird durch unser Hintergrundwissen präzisiert: Wir können relativ zuverlässig die Handlungsalternative d ausschließen, weil sie zum Beispiel in der Textsorte nicht vorgesehen ist (etwa die Flucht eines tragischen Helden nach Italien, um dort seinen Lebensabend zu verbringen). Umgekehrt rechnen wir bei der Lektüre bestimmter Texte mit der Reaktionsform e, obwohl wir sie heute nicht in Erwägung ziehen würden (etwa das Duell als Folge einer Ehrverletzung).

Zu dieser Konstruktion des erzählten Modells von Welt gehört ebenso die Frage, wie differenziert das Selbstverhältnis der Figuren gestaltet ist: Welche Motive treibt das Handeln einer Figur an, wie differenziert sind diese Motive angelegt und in welchem Verhältnis steht die Figur zu ihren Motiven? Auch in dieser Hinsicht entwirft der jeweilige Text eine Spannweite, innerhalb derer die Figuren lokalisiert sind: so verschieden die Figuren eines Textes auch untereinander sind, unterliegen sie doch einer einheitlichen Konstruktion. Doyles Sherlock Holmes hingegen funktioniert als literarische Figur anders als Flauberts Emma Bovary,⁴ Wielands Agathon anders als Kafkas Landvermesser

3 Dies verstehe ich als kritische Weiterführung von Düwell 1999 und Düwell 2001. Für die kritische Diskussion der hier vorgetragenen Überlegungen danke ich Uta Müller-Koch und Hille Haker.

4 Wenn Sherlock Holmes auf die Frage, ob ein Gast empfangen und somit ein neuer Fall angenommen werden solle, mit einer Selbstbeschreibung antwortet, so wird diese vom Text nicht in Frage gestellt und soll auch vom Leser nicht bezweifelt werden. Die Selbstbeschreibung artikuliert so etwas wie eine Spielformel, die den Text bestimmt: „Mein Geist ist wie eine Maschine, die leerläuft und sich selbst in Stücke reißt, weil sie nicht mit dem Räderwerk gekoppelt ist, für das sie konstruiert wurde. [...] Wie können Sie mich da noch fragen, ob ich gewillt bin, ein neues Problem in Augenschein zu nehmen“ (Doyle 1988, 10). Wenn hingegen Emma Bovary äußert: „Ich finde Sonnentügel unvergleichlich schön, [...] vor allem aber solche am Ufer des Meers“

K; und erst recht funktioniert Hartmann von Aues Erec anders als Oscar Wildes Dorian Gray. Was in einem Text unverzichtbare Dimension eines Handlungsmotivs zu sein scheint, kann in einem anderen Text vollkommen ausfallen, da die Figuren des Textes anders konzipiert sind oder einzig einem festgelegten Handlungsschema folgen. Psychologisierende, nach Motiven festsetzende Lektüre kann in die Irre gehen. Lesend passen wir also auch in dieser Hinsicht, zumeist müheles und ohne es zu bemerken, unser Verständnis von menschlichem Handeln dem jeweiligen literarischen Text an. Indem diese interpretierende Leistung, die misslingen kann und dann Unmut erregt, Kontur gewinnt, wird Literatur als ein ästhetischer Spielraum kenntlich, indem wir uns darin üben, verschiedenste Darstellungen und Ausdrucksformen menschlichen Handelns wahrzunehmen, ein Spielraum, in dem wir unsere Erwartungen und Projektionen einsetzen, erproben und korrigieren, ein Spielraum, in dem wir Figuren bestimmte Formen von Handlungsfähigkeit zuschreiben. Diese im Verstehensprozess fundierte Erprobungsleistung ist von ethischer Relevanz. Unser Verständnis von Handlung und unser Verständnis für verschiedene Ausdrucksformen menschlichen Handelns wird somit auf dieser allgemeinen Ebene für uns erfahrbar und bereichert. Diese ethisch relevante Ebene ist grundlegender als jedes wertende Sprechen von einer bestimmten Handlung eines erzählten Akteurs.

Doch gerade diese grundsätzliche Ebene wirft Zweifel auf, ob uns – wie häufig behauptet – durch die Literaturrezeption konkrete Handlungsoptionen eröffnet werden können. Dies kann nur bei Texten der Fall sein, die unser Handlungsverständnis nicht in grundsätzlicher Weise herauszufordern *scheinen* und deren Handlung daher müheles in unser Alltagsverständnis integrierbar *scheint*, weil die Figuren über ein uns vertrautes Verhaltensrepertoire und ein uns vertrautes Reflexionsvermögen verfügen. Wir werden dann leicht dazu verführt, die ästhetische Eröffnung und Gestaltung des Handlungsraums zu übergehen und uns auf das vermeintlich unmittelbar Erzählte zu konzentrieren. Die Präferenz für ‚realistische‘ Erzählformen in der literaturethischen Debatte mag hier begründet sein und führt zu fragwürdigen Effekten: Erstens, bleibt der ‚Realismus‘ als ein bestimmtes literarisch-strategisches Verfahren, als eine besondere Gestaltung des Erzählens undurchsichtig,⁵ zweitens, findet ein bedeutender Teil der literarischen Produktion keine Berücksichtigung, insbesondere jene interessanten und wertvollen Erzählverfahren, die wegen ihres fragmentarischen und rätselhaften Charakters unser Verstehen und unsere interpretatorische Mitarbeit in besonderer Weise herausfordern und

(Flaubert 2001, 119), so sind wir aufgefordert, Distanz zu dieser Äußerung einzunehmen, indem wir diese Äußerung als ein spätromantisches und leicht komisches Bekenntnis identifizieren, das für Emma in einem wohltuenden Kontrast zu ihrer Realität steht, doch verhängnisvolle Folgen zeitigt.
5 Rhetorisch fragt P. Ricoeur (1988–1991, Bd. 1, 129): „Wird nicht jede Erzählung so erzählt, als hätte sie wirklich stattgefunden?“ Wir können dies m.E. verneinen.

allzu vorschnell als hermetisch qualifiziert werden; drittens, wird das oben skizzierte zentrale und ethisch relevante Moment des Lesens, die *Mitarbeit an der ästhetischen Eröffnung einer Handlungswelt*, nicht angemessen erfasst. Umgekehrt ist aber zugleich an die Literaturwissenschaft die Frage zu richten, ob sie nicht zu sehr das Verstehen von erzählter Handlung und die Konstruktions von Figuren als methodisches Problem (im Namen übergeordneter Erzählprinzipien) vernachlässigt und ob sie angemessen die andauernde Relevanz und die Anpassung unseres Handlungsverständnisses bei der Lektüre in den Blick nimmt.

Beispiel: Die Mappe meines Urgroßvaters von Adalbert Stifter

Einige Zeilen aus einem etwa zweihundert Seiten umfassenden Erzähltext von Adalbert Stifter, einem österreichischen Autor des 19. Jahrhunderts, mögen kurz illustrieren, wie sehr unser Handlungsverstehen selbst in einem dem Bürgerlichen Realismus zugesprochenen Text herausgefordert werden kann. Zum Kontext nur ein paar Worte: Augustinus, der Binnenerzähler und Urgroßvater des Rahmenerzählers, erscheint zu einem unangemeldeten Besuch bei seinem neuen Nachbar, dem imponierenden und offenbar reichen Obristen, der auf einem „niedereren Holzstuhle“ sitzt und seine Hunde füttert. Der Obrist sagt:

„Ich wollte Euch zum Sitzen einladen, wenn hier etwas wäre, darauf man mit gutem Fuge sitzen könnte.“
Ich [Augustinus] legte mein Barett ab, und saß auf einen hölzernen Stuhl neben dem tannenen Tische nieder, an dem er stand. Der Obrist gab den zudringenden Hunden noch schnell den Rest [...] rückte sich dann einen zweiten Stuhl an den Tisch, und setzte sich zu mir nieder (Stifter 1982, 142f.).

Dass hier ein Konflikt vorliegt, kann leicht übersehen werden, denn der fiktive Erzähler möchte ein Bild zwanglos guter Nachbarschaft entwerfen. Um diesen kleinen Textausschnitt zu verstehen, müssen wir ein Konzept von ‚Gastfreundschaft‘ haben, ein Konzept von der Rolle des Gastgebers und von der Rolle des Gastes. Die zitierte Äußerung des Obristen bezieht sich auf die Konvention, den Gast zum Sitzen einzuladen, indem er bestreitet, dies tun zu können. Der Obrist behauptet dabei insofern eine Machtstellung, als er die Situation den Evidenzen des Gastes zuwider zu definieren sucht, denn es stehen offenbar mindestens zwei weitere Stühle zur Verfügung. Sein Bezug auf eine Konvention der Höflichkeit ist daher von subtiler Unhöflichkeit: Augustinus nimmt wortlos einen Stuhl in Anspruch. Was bedeutet nun die vom Obristen vorgenommene Leugnung einer Sitzgelegenheit? Und was bedeutet es, dass Augustinus einen Stuhl greift und sich setzt? Vom Lesenden wird erwartet, dass er den Widerstreit zwischen den Figuren und damit auch zwischen Darstellungsabsicht und Dargestelltem wahrnimmt und dabei ein Handlungsverständnis entwickelt, das im Text nicht explizit entfaltet ist. Der Text also

erzählt nicht einfach eine Handlung, er legt nicht erzählend die Motive der Handelnden frei, sondern der Text nötigt uns, auf der eingeschränkten Informationsgrundlage und in Abgrenzung zu einer problematischen Perspektivierung ein Verständnis des Erzählten allererst zu entwickeln. Der Obrist kommuniziert etwas, was durch das bloße Niedersetzen nicht aufgehoben werden kann: dass Augustinus ungebeten erschienen ist. Augustinus nimmt die Äußerung des Obristen allein wörtlich und verkennt die implizite Verweigerung der Gastfreundschaft. Er dokumentiert aus der Perspektive des Obristen eine Fehllektüre der Äußerung und ein zudringliches Verhalten, das im Text angesichts der ‚zudringenden‘ Hunde sprachlich manifest wird. Die Protagonisten agieren nicht mit den gleichen Verhaltenscodes, sie agieren aneinander vorbei. Im Zusammenhang des Erzählten erschließt sich ein entscheidender Faktor: die soziale Ungleichheit, die das Verhältnis zwischen Gastgeber und Gast prägt. Die indirekte Ausladung und die wortgetreue Reaktion verweisen auf divergierende und soziale Herkunft anzeigende Umgangsformen. In diesen wenigen Zeilen dokumentieren sich also Konfliktslagen, die das gesamte erzählte Geschehen bestimmen und bei deren Darlegung die literaturwissenschaftliche Deutung unvermeidlich auch Stellung beziehen muss, indem sie im Rückgriff auf Handlungskonventionen ein profiliertes Handlungsverständnis entwickelt und auf die Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit hinweist.

Hintergrundwissen und Schematheorie

Erzähltexte handeln von Handlungen. Wir rezipieren sie auch als Ergebnis von Handlungen. Die Beschreibung von Handlungsformen aus der Sicht des Rezipienten bezieht sich angesichts von Erzähltexten auf den realen Autor, den fiktiven Autor bzw. Erzähler und auf die erzählte Figur. Diese Handlungsbeschreibung erfolgt auch bei nicht-narrativen Texten, und zwar mit Blick auf den realen Autor und beispielsweise auf das sog. ‚lyrische Ich‘. Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens* erzählt im Gegensatz zu einer Ballade eindeutig nicht. Wir verstehen den Text allerdings als Ausdruck eines Individuums, als sprachlichen Ausdruck zeitlich aufeinander folgender Eindrücke des lyrischen Ichs. Das Lesen trägt demnach nicht zufällig Erwartungen an einen Text heran, die irritiert oder herausgefordert werden können, die aber als Erwartungen unverzichtbar scheinen. Lesen wir einen Text, der sich nicht auf eine kohärente Perspektive beziehen lässt, so ist doch diese Erwartung von Kohärenz der Ausgangspunkt und Voraussetzung für die intendierte Irritation. Die Fragen ‚Wer spricht?‘ und ‚Aus welcher Situation heraus wird gesprochen?‘ bleiben unabweisbar und erweisen sich gerade auch angesichts vielstimmiger Prosa- und Lyriktexte als erhellend.⁶

⁶ Berühmte Beispiele in der Lyrik hierzu sind T. S. Eliots *Waste Land*, E. Pounds *Carr-*

Zur Verdeutlichung wähle ich zwei Sätze: „Sie öffnete das Fenster. Im Garten blühte der Kirschbaum.“ Wir verstehen die zwei Sätze scheinbar unmittelbar, da wir sie in eine sinnvolle kausale Beziehung setzen. Das Verständnis lässt sich etwa wie folgt umschreiben: „Sie öffnete das Fenster, schaute hinaus und sah, dass im Garten der Kirschbaum blühte.“ Erstaunlich viel Welt- und Handlungswissen spielt bereits in diese Interpretation der Sätze hinein, z.B.: Wer ein Fenster öffnet, befindet sich in einem geschlossenen Raum. Ein geöffnetes Fenster bietet einen Blick nach ‚draußen‘. Dass wir die Sätze in Relation setzen, beruht zudem auf einem Sprachwissen: Aufeinanderfolgende Äußerungen sollten in einem relevanten Zusammenhang stehen. Ein anderes Sprachwissen erlaubt dem bestimmten Artikel ‚der Kirschbaum‘ eine Funktion zuzusprechen: Der bestimmte Artikel nämlich verweist auf eine Vertrautheit mit diesem Baum, eine Vertrautheit, die wir entweder der Frau am Fenster oder der Erzählinstanz zusprechen können. Stellen wir uns nun vor, die beiden Sätze stünden in einem längeren literarischen Text, der aus solchen einfachen Sätzen bestünde, die assoziativ aneinandergereiht scheinen. Wenn wir dann wiederholt keinen stimmigen Kontext wahrnehmen können, wäre auch unsere Interpretation der Beispielsätze verunsichert. Wir würden sagen, hier und dort könne man einen Zusammenhang sehen, und versuchen zu bestimmen, wie dieser Zusammenhang beschaffen sein könnte. Das heißt, unsere Deutungsleistung würde uns in besonderer Weise bewusst, während die Beispielsätze, kämen sie etwa in einer Erzählung von A. Schnitzler vor, quasi automatisch zu einem Vorstellungsbild ‚verarbeitet‘ würden. Verknappung, Fragmentierung, Ausparung von Kontexten führen dazu, dass uns unsere Deutungsleistung als entfaltete Hypothesen besonders bewusst werden. Und diese Deutungsleistungen wiederum sind solche, die auch in der alltäglichen Praxis und Kommunikation unentwegt erbracht werden.

An narrativen Texten wurde bereits gezeigt, dass wir mehr oder minder bewusst unser Handlungsverständnis übelnd modifizieren und dass Weltwissen und Handlungskonzepte (etwa ‚Gastfreundschaft‘) eingebracht werden müssen, um einen Text zu verstehen. Mir scheint, dass mit dieser grundlegenden Ebene des Textverstehens auch der Weg gebahnt ist, nicht-narrative und radikal moderne Texte in die literaturtheoretische Debatte würdigend einzubeziehen. Die ursprünglich aus der Kognitionspsychologie stammende Schematheorie, die in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen fruchtbare Verwendungen findet,⁷ bietet meines Erachtens einen produktiven Rahmen an, um die

fos und W.C. Williams' *Paterson*. Die Montage zum Teil fremdsprachiger rätselhafter Versatzstücke läßt sich nicht mehr auf eine intentionale Perspektive, auf eine dargestellte Epoche und noch weniger auf einen Handlungsablauf beziehen; dennoch sind einzelne Passagen jeweils einzelnen Perspektiven bzw. Kontexten zuzuordnen.
7 Eine gute Einführung zur Schematheorie und ihrer Anwendung in der erkenntnistheoretischer Sicht bietet Lenk 1998; Anwendung in der Soziologie beispielsweise bei Willems 1997; Anwendung in der Linguistik bei Rickheit/Strohner 1993.

verschiedenen Formen von Hintergrundwissen, die bei der Rezeption literarischer Texte relevant sind, zu ordnen. Als Schemata werden Gedächtnisinhalte bezeichnet, die Gegenstände oder stereotype Handlungssequenzen betreffen. Es handelt sich um ein zentrales orientierendes Wissen, das wir bei Bedarf nicht in Form von Erzählungen artikulieren, sondern in Form von Definitionen („Ein Wald besteht aus Bäumen“) oder Regeln („Wenn ich ein Restaurant betrete, erwarte ich, dass ...“). Solche Schemata spielen offenbar auch bei der Lektüre eine konstitutive Rolle; sie werden in besonderer Weise beim Lesen von Literatur herausgefordert und dabei partiell ihrer Funktion, einen Deutungs- und Handlungsautomatismus zu ermöglichen, enthoben. Im Rahmen einer solchen Schematheorie könnte die Rezeptionstheorie in reformulierter Gestalt neue Aktualität gewinnen.

Beispiel: 43 Liebesgeschichten von Wolf Wondratschek

Der abschließende Beispieltext ist in mehrerer Hinsicht interessant. Er bewegt sich auf der Grenze zwischen Erzählen und Nicht-Erzählen, und er verdeutlicht, wie sehr unsere Mitarbeit über den Effekt des Textes entscheidet.

Didi will immer. Olga ist bekannt dafür. Ursel hat schon dreimal Pech gehabt. Heidi macht keinen Hehl daraus.

Bei Elke weiß man nicht genau. Petra zögert. Barbara schweigt.

Andrea hat die Nase voll. Elisabeth rechnet nach. Eva sucht überall. Ute ist einfach zu kompliziert.

Gaby findet keinen. Sylvia findet es prima. Marianne bekommt Anfälle.

Nadine spricht davon. Edith weint dabei. Hannelore lacht darüber. Erika freut sich wie ein Kind. Bei Loni könnte man einen Hut dazwischenwerfen.

Katharina muß man dazu überreden. Ria ist sofort dabei. Brigitte ist tatsächlich eine Überraschung. Angela will nichts davon wissen.

Helga kann es.

Tanja hat Angst. Lisa nimmt alles tragisch. Bei Carola, Anke und Hanna hat es keinen Zweck.

Sabine wartet ab. Mit Ulla ist das so eine Sache. Ilse kann sich erstaunlich beherrschen.

Gretel denkt nicht daran. Vera denkt sich nichts dabei. Für Margot ist es bestimmt nicht einfach.

Christel weiß, was sie will. Camilla kann nicht darauf verzichten. Gundula übertreibt. Nina zielt sich noch. Ariane lehnt es einfach ab. Alexandra ist eben Alexandra.

Vroni ist verrückt danach. Claudia hört auf ihre Eltern.

Didi will immer (Wondratschek 1972, 63).

Ins Auge springt der reduktionistische Umgang mit ‚Liebesgeschichten‘, Liebesgeschichten, die hier zumeist auf Sex reduziert scheinen (wie entsteht dieser Eindruck?) und im Titel lakonisch durchgezählt sind. Die Liebesgeschichten werden gewürdigt einzig mit einem Satz, einer Phrase, die nicht erzählt, nicht Handlungsfolgen schildert, sondern die in der ausgewiesenen kon-

ventionellen Darstellung einer verknüpften Situation („Elisabeth rechnet nach“) oder Haltung („Christel weiß, was sie will“) uns nötigt oder anregt, die einzelne Situation oder Haltung als Ergebnis einer (uns vorenthaltenen) Handlungsfolge zu lesen und damit zu vereinheitlichen. Der Text erzählt nicht, und doch kann uns durch die produktive Mitarbeit der Anschein erweckt werden, es werde erzählt. Das Erstaunliche und für uns womöglich Ambivalente an diesem Text mag seine Verständlichkeit sein. Der Effekt von Witz entsteht durch das erlebbare Missverhältnis von geringem sprachlichem Aufwand und einer dichten Kette von Bildern, die der Text auslöst. Und die Provokation beruht in dem offen ausgetragenen Widerwillen, privates Geschick und Ungeschick im Detail noch erzählend auszubreiten.⁸ Der Text reiht nicht nurhaltungen auf, die Reihung selbst ist eine Haltung, die der Text als ganzer darstellt, und diese Haltung des Textes provoziert offenkundig unsere alltägliche Haltung gegenüber ‚Liebesgeschichten‘.

Literatur

- Adorno, T.W. (1982): Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman. S. 41–48 in Adorno, T.W.: *Noten zur Literatur*. Frankfurt a.M. 1982.
- Benjamin, W. (1991): Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. S. 438–465 in Benjamin, W.: *Gesammelte Schriften*. Bd. II.2. Frankfurt a.M. 1991.
- Berendes, J. (1994): Wer läutet? Eine Analyse des Anfangs von Thomas Manns Roman *Der Erwählte*. S. 93–107 in *Recherches Germaniques* 24. 1994.
- Doyle, A.C. (1988): Seine Abschiedsvorstellung. Zürich 1988.
- Düwell, M. (1999): Zur Bedeutung des Ästhetischen für die Handlungsspielräume des Menschen. Freiburg – München 1999.
- Düwell, M. (2001): Neue Pfade im Dickicht der Lebenswelt. Bedarf die Moral der spielerischen Kraft ästhetischer Erfahrung. S. 158–175 in Kleimann, B. – Schmücker, R. (Hg.): *Wozu Kunst? Die Frage nach ihrer Funktion*. Darmstadt 2001.
- Flaubert, G. (2001): *Madame Bovary. Sitten in der Provinz*. Roman. Zürich 2001.
- Haker, H. (1999): *Moralische Identität. Literarische Lebensgeschichten als Medium ethischer Reflexion*. Mit einer Interpretation der Jahrestage von Uwe Johnson. Tübingen – Basel 1999.
- Haker, H. (2000): *Narrative und moralische Identität*. S. 37–65 in Mieth, D. (Hg.): *Erzählen und Moral. Narrativität im Spannungsfeld von Ethik und Ästhetik*. Tübingen 2000.

⁸ Entsprechend eine poetologische Äußerung des Autors: „Nur die Sätze zählen. Die Geschichten machen keinen Spaß mehr. Eine Geschichte ist die Erinnerung an einen Satz. Ich erzähle einen Satz zu Ende“ (Wondratschek 1972, 67).

- Handbuch Lesen (1999). Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz. Hg. v. B. Franzmann u.a. München 1999.
- Iser, W. (1984): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1984.
- Iser, W. (1994): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1994.
- Jauß, H.R. (1984): *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt a.M. 1984.
- Kimmich, D. – Stiegler, B. (Hg.) (2003): *Zur Rezeption der Rezeptionstheorie*. Berlin 2003.
- Lenk, H. (1998): *Einführung in die Erkenntnistheorie. Interpretation – Intervention – Intervention*. München 1998.
- MacIntyre, A. (1995): *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 1995.
- Mandry, C. (Hg.) (2003): *Literatur ohne Moral. Literaturwissenschaft und Ethik im Gespräch*. Münster 2003.
- Manguel, A. (2000): *Eine Geschichte des Lesens*. Reinbek bei Hamburg 2000.
- Mann, T. (1990): *Der Erwählte. Roman*. In Mann, T.: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Bd. 7. Frankfurt a.M. 1990.
- Mieth, D. (1999): *Moral und Erfahrung I. Grundlagen einer theologisch-ethischen Hermeneutik*. Freiburg – Wien 1999.
- Mieth, D. (2002): *Rationalität und Narrative Ethik. Eine Erweiterung der rationalen Zugänge in der Ethik*. S. 277–302 in Karafyllis, N.C. – Schmidt, J.C. (Hg.): *Zugänge zur Rationalität der Zukunft*. Stuttgart – Weimar 2002.
- Nünning, A. (1998): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart – Weimar 1998.
- Rickheit, G. – Strohner, H. (1993): *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung. Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen – Basel 1993.
- Ricoeur, P. (1988–1991): *Zeit und Erzählung*. 3 Bde. München 1988–1991.
- Ricoeur, P. (1996): *Das Selbst als ein Anderer*. München 1996.
- Stifter, A. (1982): *Die Mappe meines Urgroßvaters*. In: Stifter, A.: *Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe*. Hg. v. A. Doppler – W. Frühwald. Bd. 5, 1. Studien. Buchfassungen. Zweiter Band. Hg. v. H. Bergner – U. Dittmann. Stuttgart u.a. 1982.
- Thomä, D. (1998): *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem*. München 1998.
- Willems, H. (1997): *Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen*. Frankfurt a.M. 1997.
- Wondratschek, W. (1972): *Früher begann der Tag mit einer Schußwunde / Ein Bauer zeugt mit einer Bäuerin einen Bauernjungen, der unbedingt Knecht werden will*. München 1972.